

Die wilde Taube

Autor(en): **Thurow, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637810>

Nutzungsbedingungen

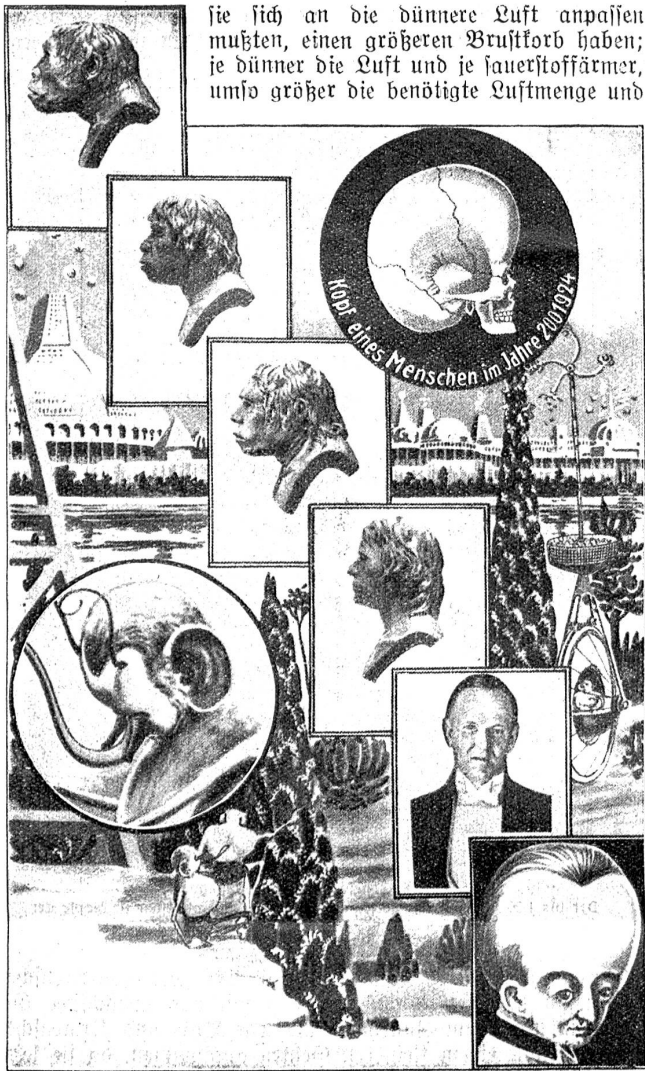
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Vom Urmenschen zum Marsmenschen.

Im Kreis oben das Gehirn eines Erdmenschens nach 2,000,000 Jahren. Im Kreis unten der Kopf eines Marsbewohners. Im Hintergrund Marspaläste, Marslandschaft und rechts das Flugzeug eines Marsbewohners.

umso leistungsfähiger also die Atmungsorgane. Nun erklären die Astronomen und Physiker, daß der Mars kalt ist und eine vielmal dünnere und sauerstoffärmere Atmosphäre besitzt als die Erde. Die Konsequenz: einen enormen Brustumfang müssen die Marsbewohner entwickeln, um zur nötigen Sauerstoffmenge zu kommen. Dafür sind die Extremitäten in noch stärkerem Maße verkümmert, als dies schon beim Menschen der Fall ist. Das Gehen und Springen bereitet dem Marsmenschen keine Anstrengung, da ja doch die Schwerkraft des Mars nur ein Drittel der irdischen Schwerkraft ausmacht. Die Arme sind dünn, weil die Technik den Martianern alle schwere Arbeit abnimmt. Mit Leichtigkeit sprengt er, wie unser Bild zeigt, mittelst eines raffiniert einfachen, aber sinnvollen Instrumentes die größten Felsen auseinander. Die Marsoberfläche wird wohl kraft dieser Technik so tafeleben sein, wie das Bild zeigt.

Die abnorme Länge des Riechorgans ist wohl logischerweise aus der dünnen Luft zu erklären. Da der Geruch nur schwer zur Nase kommen kann, so geht dafür die Nase zum Geruch. Die Ernährung ist durch den Chemiker so stark beeinflusst, daß ein ganz kleiner Mund genügt. Im Verkehr mit der Außenwelt bedient sich der Marsbewohner sehr wahrscheinlich nicht der Lautsprache, sondern irgendwelcher Funkensprache, als deren Organ wir wohl die zwei

Spiralantennen auf der Stirne ansehen dürfen. Aus der gleichen Logik heraus wie die Nase, hat sich das Gehörorgan, d. h. dessen äußerer Teil, die Ohrmuschel, ins Riesenhafte entwickelt. Die Forschernatur des Martianers ist durch die Teleskopaugen und die Denkerstirn (Runzeln) angedeutet.

Wir wollen nicht unnötigerweise unsere Leser auf weitere Einzelzüge in der Erscheinung des Marsmenschen aufmerksam machen. Das logische Denken ist eine weitverbreitete Fähigkeit in der heutigen Menschheit, und bei den „Berneer Woche“-Lesern ist sie ja ganz besonders entwickelt, so daß wir hier füglich schließen können. Wir sind überzeugt, daß jeder Leser uns ohne Zögern, rein aus logischer Ueberlegung heraus, die Frage beantworten kann, warum die Marsmenschen Entenfüße haben. Die Umfrage sei eröffnet. Einsendungen erbittet die Redaktion des „Chlapperläubli“.

Die wilde Taube.

Auf einem Streifzug, der sie bis an die Grenze des Bergwaldes hinaufführte, fand sie ein Stücklein Semmelrinde. Goldbraun hing es am Rand eines grün bemooften Felsens, auf dem einäugige Ausflügler ihren Imbiß verzehrt hatten. Nun zog sie mit ihrem köstlichen Gewinn zu Tal, wo fern, jenseits eines wasserreichen Wieseneinschnittes, ihre Jungen im Wipfel einer Fichte der Fütterung harhten.

Ihr Gefieder leuchtete in der Sonne und im Gefühl der Freude machte sie einige schöne Wendungen, als spiele sie mit den Wirbeln des Morgenwindes und tanze nach dem Takt ihres munteren Herzens. Doch plötzlich verspürte sie in einem Flügel einen heftigen Schmerz und unten, in der Lichtung, sah sie ein dünnes weißes Wölkchen. Da wußte sie, daß sie von einem Jäger getroffen war.

Sie mußte den Flügel hängen lassen, ruderte dafür aber um so kräftiger mit dem andern. Gottlob, dachte sie, ist der Baum nicht mehr weit, und die Jungen sind ziemlich herangewachsen. Wenn sie nur diesmal noch ihre Portion erhalten könnten — und dazu eine so exquisite, wie sie sie niemals —

Da zuckte ihr der gleiche Schmerz durch den andern Flügel und in der Tiefe brach sich ein Schall an den letzten vorspringenden Felswänden. Jetzt begann sie ein wenig zu taumeln, aber sie sah die Krone der Fichte mit dem Neste der Jungen näher kommen, sich gewissermaßen herauslösen aus dem Gewir der Bäume, und so gut es ging, glitt sie nun auf den mattgespreizten Flügeln zum Neste herab.

Die beiden Kleinen rissen ihr, als sie die Schwingen auf den Rand des Nestes stützte, die Beute aus dem Schnabel und merkten in ihrer Aufgerregtheit nicht einmal, wie es mit der Mutter stand. Als sie aber gespeist hatten, fragte das eine so nebenher:

„Warum breitest du die Flügel über uns?“

Sie flüsterte:

„Hoch oben kreist ein Habicht; ich schütze euch, bis er sich verzogen hat.“

Und nach einer Weile fragte das andere:

„Der Habicht ist wohl fort — was hältst du den Schnabel so steif?“

Sie konnte nur noch leise hauchen:

„Nehmt ihn unter eure kleinen Füße; er gibt euch einen Salt, wenn ihr jetzt fliegen müßt!“

So taten sie eines nach dem andern, den Schnabel der Mutter als Sprungbrett benutzend, schwangen sie sich davon und kamen nicht wieder. S. Thurow.

Sinnpruch.

Kopf ohne Herz macht böses Blut;
Herz ohne Kopf tut auch nicht gut;
Wo Glück und Segen soll gedeihn,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Hobenstet.